

„Das ganzheitliche Denken nimmt auch in der Seelsorge zu“

Ein Gespräch mit dem Pastoralpsychologen Hermann Stenger

Seelsorge soll therapeutisch sein, die kirchliche Pastoral soll Menschen in ihren verschiedenen Lebenssituationen begleiten. Solche Forderungen gewinnen derzeit immer stärker an Boden. Was steckt hinter dem Ruf nach dem Seelsorger als Therapeuten? Ist das Bemühen um eine ganzheitlichere Seelsorge Ausdruck der Verlegenheit angesichts der profanen Therapieangebote, oder weist es auf Schwachstellen bzw. neue Chancen des kirchlichen Umgangs mit den Menschen hin? Darüber sprachen wir mit Professor Hermann Stenger; er lehrt an der Innsbrucker Theologischen Fakultät Pastoraltheologie. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Herr Professor Stenger, Psychotherapeuten sagen heute nicht selten: Wenn ich es mir recht überlege, haben die Probleme, mit denen Klienten zu mir kommen, in vielen Fällen eine stark religiöse Dimension. Seelsorger dagegen fühlen sich auf den beratenden Teil ihrer seelsorgerischen Tätigkeit psychologisch oftmals nur ungenügend vorbereitet. Haben sich die Konturen dieser beiden Berufe verwischt? Wo sind die Gegensätze geblieben, mit denen sich Psychotherapie und Seelsorge lange Zeit recht unversöhnt gegenüberstanden?

Stenger: Aus einem gespannten und reservierten Verhältnis entstand ein partnerschaftliches. Es hat in der Tat ein Klimawechsel stattgefunden. Durch *Sigmund Freuds* stark ablehnende Geste gegenüber allem Religiösen wurde man kirchlicherseits sehr verschreckt, und folglich kam es zunächst zu einer scharfen Polarisierung statt zur Zusammenarbeit. Innerhalb der Psychologie, etwa der humanistischen Psychologie, ist unterdessen ein großes Interesse an der Transzendenz und am Religiösen entstanden, so daß man inzwischen nicht nur von der Theologie zur Psychologie, sondern auch umgekehrt von der Psychologie zur Theologie hinüberschaut. Ich glaube, daß unsere gegenwärtige Situation als wechselseitiges Interesse gut gekennzeichnet ist. Das ist zwar im Fall der Psychologie nicht überall so, aber es gibt durchaus Psychologen, die die Türe zur religiösen Dimension hin aufgemacht haben.

HK: So ganz neu ist dieses entspanntere Verhältnis aber nicht. Man braucht doch nur an *C. G. Jung* zu denken ...

Stenger: Bei Einzelgängern unter den Psychologen bahnte sich diese Haltung tatsächlich schon recht früh an. S. Freud selbst war mit dem evangelischen Pfarrer *Oskar Pfister* befreundet. C. G. Jung suchte das Gespräch mit Theologen. Zu diesen gehörten z. B. der Schweizer Theologe *P. Gebhard Frei* und der deutsche Pastoraltheologe *Josef Goldbrunner*. Zu der Zeit, als ich studierte, bestanden kirchlicherseits starke Vorbehalte gegenüber dem analytischen Weg. Wenn ich mich recht erinnere, gab

es zeitweise von Rom her sogar eine Art Verbot für Theologen, eine psychoanalytische Ausbildung zu machen.

„Religiöses Erleben fungiert teilweise als Alibi für wirkliche Gläubigkeit“

HK: Woran liegt es vor allem, daß es inzwischen von beiden Seiten zu einer Annäherung kommen konnte?

Stenger: Die Theologie hat in jüngster Zeit zur Kenntnis genommen, daß der Wunsch nach „Heilung“ weit verbreitet ist. Viele Titel theologischer Publikationen sind ausgesprochen „biophil“ (*Erich Fromm*): Heilender Glaube, Ganzheit, Verwirklichung des Lebens usw. Die Pastoraltheologie hat gelernt, den ganzen Menschen und nicht nur die „Seele“ zu sehen. Ich glaube, daß sich hier auch die „anthropologische Wende“ in der Theologie, die von *Karl Rahner* eingeleitet wurde, auswirkt. Soviel zur Annäherung der Theologie an die Psychologie. Umgekehrt ist für manche psychologische Richtungen, wie schon gesagt, „Transzendenz“ und damit auch die Theologie kein Tabu mehr.

HK: ...was nicht bedeutet, daß alle, die heute in der Psychologie gern und viel von „Transzendenz“ reden, darunter auch nur annähernd dasselbe verstehen ...

Stenger: Deshalb betone ich seit langem die Unterscheidung des Christlichen. Das habe ich bei *Romano Guardini*, *Karl Barth* und *Dietrich Bonhoeffer* gelernt. Mir ist es sehr wichtig, daß man zwischen einer allgemeinen Religiosität und dem christlichen Offenbarungsglauben unterscheidet. In diesem Punkt denke ich anders als *Eugen Drewermann*. Für mich sind die Konturen des christlichen Propriums schärfer als bei ihm. Ich respektiere jedoch seine Position als wichtigen Impuls zur Auseinandersetzung. *Johann Baptist Metz* hat einmal von einem „religionsfreundlichen Atheismus“ gesprochen, der sich gegenwärtig bemerkbar mache. Ich fürchte, daß das religiöse Erleben nicht selten als ein Alibi für wirkliche Gläubigkeit fungiert. Wenn ein mystagogisch-katechumenaler Prozeß zur Einübung in die Eucharistie und die anderen Sakramente nur unzureichend stattgefunden hat, können diese Rituale allzu leicht nur „therapeutisch“ oder auch religiös-numinos verstanden werden. Beides ist nicht von vorneherein negativ zu beurteilen, aber wenn sich der Mensch mit diesen Dimensionen begnügt, sollte er sich bewußt sein, daß hier das Entscheidende von dem fehlt, was Christen Sakramente nennen.

HK: Daß man gegenwärtig die Seelsorge vielfach als

therapeutischen Vorgang sieht, mag etwas relativ Neues sein, aber daß Seelsorge wenigstens teilweise therapeutischen Charakter besitzt, wußte man eigentlich auch früher schon. Entdeckt man heute lediglich etwas neu, das der Sache nach immer schon dazu gehört hat, ohne aber so genannt worden zu sein bzw. ohne daß man sich dessen bewußt war?

Stenger: Die Bedeutung des Adjektivs „therapeutisch“ hat sich ausgeweitet: „therapeutisch“ ist nicht nur das professionelle Handeln in der Psychotherapie, sondern auch das gesamte pastorale Handeln, insofern es den Menschen zu ihrer Identitätsfindung, ihrer Subjektwerdung verhilft. Schon bevor in der Antike der Begriff „therapeuein“ medizinisch verstanden wurde, war er im Umlauf als eine Bezeichnung für den Dienst des Tierpflegers. Alles, was der „gute Hirte“ tut, ist „therapeuein“. Hirtliches, pastorales Handeln ist also „heilendes“ Handeln und damit zugleich Teilhabe an der creatio continua Gottes.

HK: Weshalb ist Seelsorge in die Verlegenheit geraten, an diesen Therapiegedanken erst wieder mehr oder weniger mühsam anknüpfen zu müssen?

Stenger: Die christliche Tradition kennt von Anfang an eine geistlich-psychologische Beratungstätigkeit. Ähnliche Gesprächsformen gab es in der Antike z. B. bei den Stoikern und Epikuräern. Parallel zu dieser Beratungspraxis entstand eine Beichtpraxis, im Westen und Osten jedoch mit verschiedener Zielsetzung. In der westlichen Kirche machte sich der Einfluß eines juridisch-quantifizierenden Denkens geltend. Eine wirkliche Gesprächspraxis konnte sich unter diesen Bedingungen kaum entwickeln. Die Beichte wurde als Wiederherstellung eines gestörten Rechtsverhältnisses aufgefaßt. Im ostkirchlichen Bußvorgang wurde im Gegensatz dazu von jeher die heilende Komponente hervorgehoben, die zu einer „gesprächstherapeutischen“ Umkehrbegleitung führte. *Bernhard Häring* z. B. ist in seiner Pastoral bei Scheidung und Wiederverheiratung von der ostkirchlichen therapeutischen Spiritualität, der „Oikonomia“, inspiriert. Man kann sich vorstellen, welchen Schwierigkeiten ein „Beichtvater“ ausgesetzt ist, der im Rahmen des heute noch weitgehend üblichen kurzen Rituals dem Menschen in seinen Konflikten ernsthaft beistehen möchte.

HK: Wirkt sich dabei nicht vor allem die derzeitige Sakramentenpraxis nachteilig aus? Die möglichst „flächendeckende“ Spendung der Sakramente genießt bis heute Priorität. Kommt das Beratungsgespräch demgegenüber nicht zu kurz?

Stenger: Seit dem Konzil von Trient gibt es in der katholischen Kirche eine einseitige Betonung der Sakramentenpastoral. Das wirkte sich z. B. hinsichtlich der Beichte so aus, daß die Kontakte des Priesters mit den Sakramentsempfängern und -empfängerinnen mehr oder weniger auf Ermahnung und konventionellen Zuspruch be-

schränkt blieben. Ein qualifiziertes Gespräch war eine Seltenheit. Bis vor kurzem noch erschöpfte sich die Seelsorge im Krankenhaus im Freundlichsein und Trösten, im Verteilen von Kleinschriften und im Spenden der Sakramente. In neueren Ausbildungsmodellen – wie in Heidelberg und Salzburg – wird der Akzent anders gesetzt. Jetzt geht es mehr um Begleitung des Kranken, um den Versuch, mit ihnen ein Stück ihres Lebenswegs zu gehen. Wir wissen heute ja gar nicht, wie „christlich“ die Menschen sind; wie sie zu den Sakramenten stehen; welche Voraussetzungen sie mitbringen. – Die eindeutige Betonung des Empfangs der Sakramente ist wohl auch ein Erbe der Gegenreformation ...

„Nicht die Differenzierung, sondern die Trennung ist aufzuheben“

HK: ... wobei die Situation im Protestantismus heute so grundverschieden von der im Katholizismus nicht zu sein scheint. Was bei den Katholiken die Sakramente sind, ist bei den Protestanten die steile Verkündigung des Wortes Gottes ...

Stenger: Der Unterschied liegt wohl darin, daß sich in den evangelischen Landeskirchen die Pastoralpsychologie bald nach dem Zweiten Weltkrieg etablierte. Es entstand der Beruf des „Beratungspfarrers“. In der DGfP (Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie) sind heute noch mehr als 90 % der Mitglieder Protestanten. Auf katholischer Seite haben wir diesbezüglich weiterhin einen erheblichen Rückstand aufzuholen. Pastoralpsychologen sind bei uns in erster Linie Einzelkämpfer. Die ganze pastoralpsychologische Infrastruktur ist in der evangelischen Kirche ungleich stärker ausgebaut. Gegenwärtig entstehen jedoch da und dort Institutionen der Supervision, der Praxisbegleitung und der Gemeindeberatung, die sämtlich mit einem psychologisch-theologischen Instrumentarium arbeiten.

HK: Die kirchliche Vernachlässigung der Heilungspraxis dürfte aber doch auch mit der allgemeinen gesellschaftlichen Ausdifferenzierung zu tun haben. Tätigkeiten, die früher einmal nicht unterschieden wurden, traten auseinander und teilweise sogar in Konkurrenz zueinander. Diese Entwicklung ist Bestandteil unserer Kultur geworden. Sie mag ihre Schattenseiten haben – aber rückgängig machen läßt sie sich nicht. Oder sollte dies die Absicht einer Seelsorge sein, die sich auch als therapeutisch versteht?

Stenger: Ein wenig schon, jedoch ohne professionelle Rivalität. Das ganzheitliche Denken nimmt sowohl in der Medizin – vgl. die Psychosomatik – und in der Psychologie zu als auch in der Seelsorge. Nicht die Differenzierung soll aufgehoben werden, sondern die Trennung. Dabei muß sich jede Disziplin relativieren und sich lernbereit den anderen Disziplinen zuwenden. So kann z. B. die pastorale Beratung viel gewinnen, wenn sie psychologische Erkenntnisse und seriöse Methoden in ihr Konzept integriert.

HK: Das muß aber nicht heißen, daß automatisch auch der Seelsorger als Berater entsprechend gefragt ist. Das Bild des Seelsorgers wird zwar immer noch stark von der beratenden Tätigkeit geprägt, aber wie sehr entspricht dies Bild eigentlich noch der Wirklichkeit? Wird heute nicht der professionelle Berater vielfach einem pastoralen Mitarbeiter in einer Gemeinde, sei er nun Kleriker oder Laie, vorgezogen?

Stenger: Es gibt immer noch viele Menschen, die sich dezidiert eine priesterliche Beratung wünschen, selbst wenn ihr Problem mehr psychologischer als religiöser Art ist. Solche Ratsuchenden sollten kompetente priesterliche Gesprächspartner finden können. Ebenso müßten Frauen und Männer, die hauptberuflich in der Pastoral tätig sind, über eine genügende Beratungskompetenz verfügen. Die derzeitigen Studienordnungen der theologischen Ausbildung sehen diesbezüglich keine ernsthafte Kompetenzvermittlung vor. Eine solche würde auch die Kooperationsbereitschaft mit kirchlichen und „profanen“ Beratungsinstitutionen vermehren, weil sich die Scheu vor solchen Einrichtungen verringern würde. Vorbehalte gegenüber professionell-therapeutischen Interventionen können sehr verschiedene Gründe haben, z. B. die Befürchtung, eine „profane“ Eheberatung könnte „unchristlich“ sein und man müsse doch in eigener Regie helfen können. Einen Grund für Vorurteile sehe ich darin, daß ein Seelsorger seine eigenen Probleme und Konflikte abwehrt und deshalb jede Art von Therapie für sich und andere ablehnt. Vorbehalte und Vorurteile sind sehr komplexe Gebilde und von Fall zu Fall verschieden konstituiert.

HK: Inwieweit könnte das gegenwärtige Interesse an einem therapeutischen Seelsorgeverständnis damit zu tun haben, daß es heutigen Seelsorgern, Priestern wie Laien-theologen, beiden aber auch noch einmal auf je eigene Weise, hilft oder zumindest helfen sollte, die vorhandenen Rollenunsicherheiten zu umgehen?

Stenger: Rollenunsicherheiten beruhen u. a. auf der Unklarheit der Handlungsziele. Eine deutlichere pastoral-therapeutische Zielsetzung kann dazu beitragen, derartige Unsicherheiten zu verringern. Tatsächlich gibt es die Erfahrung, daß z. B. die Klinische Seelsorgeausbildung zu einem erhöhten Kompetenzbewußtsein und zu einer gefestigten seelsorgerlichen Identität führt. Ich sehe jedoch auch die Gefahr, daß der therapeutisch-helfende Akzent aus einer Resignation gegenüber dem Evangelisierungsauftrag hervorgeht und so zu einem Alibi für das Proprium christlicher Seelsorge wird.

HK: Könnte hinter dem Bemühen um eine therapeutische Seelsorgekompetenz nicht der Versuch stecken, die Belastbarkeitsgrenzen in Zeiten eines großen Seelsorgemangels noch etwas weiter nach oben zu schieben?

Stenger: Zunächst muß akzeptiert werden, daß sich die Rolle des Seelsorgers in jüngster Zeit sehr verändert hat. Das Unbehagen, das dadurch entstanden ist, kann nicht

einfach durch eine Kompetenzerweiterung behoben werden. Auch durch ein Mehr an Spiritualität sind die derzeitigen gesellschaftlichen und ekklesial bedingten Probleme nicht zu lösen. Die kirchlichen Institutionen dürfen vor tiefgreifenden strukturellen Innovationen nicht länger zurückschrecken. Aus manchem Pfarrer ist mittlerweile der Leiter eines Betriebes mit einer Reihe von Angestellten geworden, zugleich soll er auch fähig sein, einem Pfarrverband vorzustehen. In seiner Ausbildung und Fortbildung hat er jedoch von Organisationsentwicklung nichts gehört. Um die Zukunftsfähigkeit der Kirche zu gewährleisten, muß folgerungsbereit darüber nachgedacht werden, welche strukturellen Änderungen dringend erforderlich sind, wie die Zuständigkeitskompetenzen optimal zugeteilt und abgegrenzt werden können und welche Befähigungen bei Laien – Frauen und Männern –, bei Diakonen, Priestern und Bischöfen erwartet werden müssen und daher zu fördern sind. Dabei darf nicht die Fantasie im Spiele sein, daß ein Träger pastoraler Kompetenz idealerweise „alles“ können müsse. Eine derartige unreflektierte Vorstellung würde zu einer „Kompetenz der Inkompetenz“ führen.

„Viele Frauen und Männer sollten sich zur Begleitung von Mitchristen befähigen“

HK: Meint therapeutische Kompetenz des Seelsorgers nur, daß dieser zusätzliche Fähigkeiten erwirbt, die er für den Kontakt und Umgang mit Menschen sinnvollerweise bzw. notwendigerweise braucht, oder geht es um eine neue Qualität von Seelsorge überhaupt?

Stenger: Richtig, es geht mir um mehr als um eine zusätzliche Spezialisierung. Es geht um eine grundlegende Einstellungsänderung, um eine neue Art von Verwirklichung des Neuen Bundes. Das ist der Grund dafür, daß ich auf die Fähigkeit, menschengerecht zu kommunizieren, größten Wert lege. Ohne sie kann die vielfach beschworene „Communio“ nicht entstehen. Die von mir gemeinte Kommunikation hat zugleich therapeutische Qualität, weil sie die Subjektwerdung jeder einzelnen Person im Auge behält und lebens- und glaubensbezogene Autonomie und Interdependenz zum Ziel hat. Denken Sie z. B. an das Defizit an Streitkultur, das wir bei den derzeitigen Auseinandersetzungen in der Kirche schmerzlich zu spüren bekommen. Wieviel unnötige Kränkungen und Verletzungen werden durch einen schlechten Kommunikationsstil verursacht! Hier könnten wir viel von der Organisationspsychologie und ihren Konfliktlösungsmodellen lernen, wenn wir demütig genug wären, dies zu tun. Hinweisen möchte ich auch auf die wenig beachtete nonverbale Kommunikation, die ständig stattfindet. Kirchliche Strukturen predigen oft deutlicher als Worte! Deshalb brauchen wir gesunde Strukturen, von denen eine „therapeutische“, eine das Leben und den Glauben fördernde Wirkung ausgeht.

HK: Wie wird in Ihrem „therapeutisch“ akzentuierten Seelsorgekonzept der Zugang zum Glauben gesehen? Handelt es sich hier um zwei divergierende oder konvergierende Dimensionen?

Stenger: Für mich gibt es diesbezüglich kein Entweder-Oder, sondern nur ein In-einander. Förderung der Identität heißt für mich immer auch Ermöglichung von „exzentrischer Identität“ (*Jürgen Werbick*), d. h. von Gottverwurzelung (*Paul Michael Zulehner*): Persönlichkeitsentwicklung ist für die Pastoral zugleich Entfaltung der Glaubensgestalt. Deshalb gehört zur pastoralen Kompetenz die mystagogische Kompetenz im Sinne von Karl Rahner. Die Befähigung zur geistlichen Begleitung, die zur pastoralen Grundausstattung gehört, setzt im Begleitenden ein existentielles Wissen um die Erste und Zweite Bekehrung voraus. Wir müssen bei den Klassikern der Mystik in die Schule gehen, um den hohen Stellenwert unserer Alltagsmystik schätzen zu lernen. Nur so werden wir eine angemessene Antwort auf „New Age“, auf die Neue Gnosis, auf charismatische und fundamentalistische Strömungen finden. Zu meiner pastoralen Vision gehört es, daß viele Frauen und Männer, viele Nicht-Priester und Priester sich zur geistlichen Begleitung von Mitchristen befähigen. Es sollte diese Kunst nicht das Privileg einiger Ordensleute bleiben.

„Professionalisierung kann die ‚Expertokratie‘ verstärken“

HK: Heißt das, daß die Bemühungen um den zum Glauben gehörenden mystagogischen Prozeß nicht zuletzt auch über den Umweg der Psychologie bzw. Psychotherapie angeregt wurde?

Stenger: Es kann sein, daß es sich so verhält. Jedenfalls trifft es für mich zu, daß mir die Psychologie zu einem vertieften Verständnis „geistlichen Lebens“ verholfen hat. Vor allem haben mir S. Freud, C. G. Jung und E. H. Erikson den Blick für das Biographische geschärft, für die Werdegänge des Lebens mit ihren Krisen und Wandlungen, ihren Finsternissen und hellen Zeiten.

HK: Im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil besann man sich auf die fundamentale Gemeinsamkeit zwischen Seelsorgern und Getauften; ein neues Gemeinbewußtsein entstand. Könnte eine verstärkte Professionalisierung im Sinne einer therapeutisch und mystagogisch verstandenen Seelsorge die Distanz zwischen Seelsorgern und Laien wieder größer werden lassen?

Stenger: Das ist eine Gefahr, die bei jeder Professionalisierung gegeben ist, auch bei der theologischen. Durch Professionalisierung kann, wenn sie mißverstanden wird, die „Expertokratie“ verstärkt werden. Das ist eine Gefahr sowohl für Priester als auch für Lientheologen. Die Balance zwischen Nähe und Distanz ist ein Hauptthema pastoraler Praxisbegleitung. Sie hilft dem oder der Begleitenden, mit der beruflichen Rolle und dem Experte-

sein so umzugehen, daß die Beziehung zu den Menschen nicht durch ein falsch verstandenes Gefälle gestört wird. Ich glaube, daß das Distanzierungsbedürfnis bei Seelsorgern mehr durch Ängste und Unsicherheiten als durch die Professionalisierung verursacht wird.

HK: Selbst wenn man den Begriff des Therapeutischen sehr breit versteht – könnte nicht dennoch eine Seelsorge, die sich ausdrücklich als therapeutisch versteht, den Blick verlieren für den Normal- und Regelfall, für das Alltagsleben in einer Pfarrgemeinde? Das alles könnte mit einem Mal ja den Anstrich des Pathologischen erhalten ...

Stenger: Eine derartige Tendenz wäre verhängnisvoll. Sie kann dort entstehen, wo psychologischer Dilettantismus herrscht. Einem solchen ist dadurch vorzubeugen, daß in der Ausbildung und Fortbildung Grundkenntnisse über psychische Krankheiten, über Psychosen und Neurosen vermittelt werden, aber auch ein Wissen darum, wie problematisch das Etikett „pathologisch“ in unserer Gesellschaft ist. Semantisch ist dieses Wort nahezu unbrauchbar geworden. Wer seine eigenen „Behinderungen“ kennt, wird auf voreilige Diagnosen verzichten.

HK: ...und damit auch seine jeweiligen Grenzen erkennen ...

Stenger: Der Seelsorger muß einen Blick dafür haben, wo seine Grenzen liegen. Es wäre ungut, wenn er ganze Beratungsserien aus einem seelsorglichen Eros heraus durchführt, wo er – hätte er einen geschulten diagnostischen Blick – von vornherein wüßte, daß dafür seine Kompetenz gar nicht ausreicht. Für eine professionell therapeutische Ausbildung, die von einer solchen seelsorglichen Kompetenz klar zu unterscheiden ist, wünsche ich mir demgegenüber Leute, die dafür begabt sind und über eine Spezialausbildung auf diesem Gebiet entsprechende Kompetenzen erwerben. Das ist dann ein Charisma in der Kirche unter vielen.

HK: Sie plädieren also in vieler Hinsicht für eine vermehrte Professionalisierung pastoraler Berufe. Könnte sich eine solche nicht auch insofern negativ auswirken, als dadurch die allgemeine seelsorgliche Kompetenz aller Glaubenden mehr und mehr in Vergessenheit gerät?

Stenger: Ich leugne nicht die Ambivalenz, die in einem solchen Desiderat steckt. In dem von mir herausgegebenen Buch über die „Eignung für die Berufe der Kirche“ habe ich an verschiedenen Stellen ausdrücklich darauf hingewiesen, daß professionelle pastorale Kompetenz ihre Träger verpflichtet, in erster Linie das „Grundamt“ (P. M. Zulehner) aller Glaubenden nicht nur zu respektieren, sondern dessen Aktualisierung in jeder Hinsicht zu fördern.

HK: Wir haben zu Beginn unseres Gesprächs von der Annäherung zwischen Psychotherapie bzw. Psychologie und Theologie geredet. Gibt es nicht immer noch zahlreiche Berührungspunkte? Wie schätzen Sie die heutige kirchliche Haltung ein?

Stenger: Ich erlebe sie teilweise als aufgeschlossen und ernsthaft an humanwissenschaftlichen Forschungsergebnissen interessiert, andererseits aber auch als halbherzig bis abweisend. In meinem Tätigkeitsbereich überwiegt die Zustimmung. Leidensdruck und ekklesialer Notstand verstärken den Ruf nach ganzheitlicher Bildung des kirchlichen Personals. Man hat erkannt, daß berufstheoretische Kompetenz allein nicht genügt; berufspraktische Kompetenz kann jedoch nur mit humanwissenschaftlicher Hilfe erworben werden und ebenso die übergreifende personale Kompetenz und Identität. In vielen Diözesen und Ordensgemeinschaften werden Konzepte der Supervision, der Praxisbegleitung und Gemeindeberatung übernommen. Die Bereitschaft nimmt zu, Personen für solche Aufgaben ausbilden zu lassen.

HK: Wie paßt aber das von Ihnen vertretene offensive Zugehen auf Konzepte, denen man in der Kirche vielfach immer noch etwas fremd gegenübersteht, in eine gesamtkirchliche Situation, in der die Zeichen wieder mehr auf Abgrenzung, wenn nicht gar auf Abwehr stehen? Oder anders gefragt: Bläst der Pastoralpsychologie gegenwärtig gesamtkirchlich der Wind nicht eher ins Gesicht?

Stenger: Gesamtkirchlich betrachtet gibt es ausgesprochen konträre Auffassungen. Manche Gruppierungen, wie z. B. das Engelwerk, das Opus Dei und gewisse Formen des Neokatechumenats und der charismatischen Erneuerungsbewegung, lehnen eine Pastoralpsychologie, wie ich sie vertrete, ab. Leider favorisiert Rom diese Strömungen und ihre Institutionen. Ich habe den Eindruck, daß sich ihnen häufig Menschen mit einer mehr oder weniger ausgeprägten „ideologischen Persönlichkeitsstruktur“ (*Werner Huth*) anschließen, d. h. Personen, die sich gegen innerseelische Konflikte und Probleme durch sog. Abwehrmechanismen schützen. Die Folge davon ist, daß ihre Kommunikations- und Dialogfähigkeit gering und ihre Empathie reduziert ist. Ihr Wirklichkeitsbezug und ihre Pluralitätstoleranz sind beeinträchtigt. Sie neigen zu einer starren Ideologie und sind für eine fundamentalistische Weltdeutung und Spiritualität anfällig. Solche Haltungen erschweren ein „Aggiornamento“ der Kirche, wie es von Papst Johannes XXIII. intendiert war.

HK: Inwieweit ist es legitim, solche persönlichkeitspsychologischen Befunde auch sozialpsychologisch zu deuten? Oder anders gefragt: Wie stellt sich die innerkirchliche Konfrontation sozialpsychologisch dar – und welche Therapie schlagen Sie vor?

Stenger: Wir befinden uns innerkirchlich in einer Situation harter Konfrontationen und Kollisionen, was sehr bedauerlich ist. Es handelt sich um tiefgreifende Unterschiede im Weltverständnis. Die einen suchen im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils den Dialog mit der Welt, ohne sich – so hoffe ich – den Mächten dieser Welt auszuliefern; die andern möchten gegenüber der Welt

Mauern bauen, damit der „Rauch des Satans“ nicht ins Innere der Kirche dringt. Dabei bedienen sie sich in ihrer Politik nicht selten sehr welthafter Methoden. Sie fragen, ob es in dieser prekären Lage eine Therapie gibt. Die primäre Therapie ist die Aufrechterhaltung des Dialogs. Gegenseitige Verteufelung muß unterlassen werden. Wir brauchen angstfreie Räume, in denen das Gespräch weitergeführt werden kann. Die Kirchenleitung müßte vermittelnd wirken. Äußerungen wie die Kölner oder Luzerner Erklärung sollten in ihren Anliegen ernst genommen werden und Anlaß zum miteinander Reden sein, nicht aber zu Strafsanktionen führen. Lehramt und Hirtenamt gehören untrennbar zusammen. Das Hirtenamt ist per definitionem therapeutisch.

„Die Dialektik von Trost und Trostlosigkeit wird bleiben“

HK: Bei aller Berechtigung, mit der Sie psychologischen Methoden und Erkenntnissen in Kirche und Seelsorge Heimatrecht verschaffen wollen: Könnte es nicht doch sein, daß intern gegenwärtig so etwas wie eine Therapieeuphorie herrscht, wie es sie außerkirchlich zwar vor einiger Zeit auch gegeben hat, wie sie aber unterdessen dort längst abgeebbt ist? Führt die Kirche auch hier ein Nachhutgefecht?

Stenger: Vielleicht gibt es da und dort eine Euphorie. Zu meiner Idee therapeutischen Handelns gehört grundsätzlich auch das Wissen um Vergeblichkeit. Ich plädiere für Subjektwerdung: für Selbstwerdung als Voraussetzung für Selbstverleugnung, für Lebensübernahme als Voraussetzung für Lebensübergabe und Hingabefähigkeit. Identität ist für mich ein heuristischer Begriff bzw. eine eschatologische Zielvorstellung, weil, theologisch betrachtet, Identität nicht erworben, sondern letzten Endes nur von Gott verliehen werden kann.

HK: Ähnliches gilt für die viel zitierte Ganzheitlichkeit ...

Stenger: ...erst recht. Das Leben ist und bleibt fragmentarisch. Aber das sollte uns nicht daran hindern, allgemein therapeutisch oder auch professionell therapeutisch zu handeln, sofern nicht vergessen wird, daß dieses Handeln Stückwerk ist und bleibt. Es ist schon viel erreicht, wenn ich einem Menschen dazu verhelfen kann, daß er lernt, mit seinen Beeinträchtigungen – nicht nur körperlicher, sondern auch seelischer Art – im Angesicht Gottes zu leben. Als Zielvorstellung ist es gut, den Menschen in seiner Ganzheit zu sehen – mit allem, was er in sich trägt. Aber erreichbar ist solche Ganzheitlichkeit in diesem Äon nie. Die Dialektik von Trost und Trostlosigkeit, von Sinn und Sinnlosigkeit wird bleiben, bis Gott alle Tränen abwischen wird. Eine derartige Einstellung verleitet nicht zu Resignation, sondern ermutigt zu einem pastoralen Handeln, das das erlösende Handeln Gottes an uns widerzuspiegeln versucht.